Die Bibliothek – Denkräume und Wissensordnungen

ANDREAS SPEER (Köln)

I. Die Bibliothek – eine Problemanzeige

Welche Bedeutung haben heute noch Bibliotheken? Als Repositorien in Büchern kodifizierten Wissens scheinen Bibliotheken nicht erst in Zeiten der Corona-Pandemie ihre exklusive Stellung verloren zu haben, die sie in früheren Zeiten besaßen. Nicht nur in jenem langen Jahrtausend, das wir für gewöhnlich Mittelalter nennen, sondern noch bis weit in das letzte Viertel des letzten Jahrhunderts waren Bibliotheken der exklusive Hort von durch Menschen zusammengetragenen Wissens. Doch schon längst sind die Bibliotheken nicht mehr die zentralen Orte auf dem Campus einer Universität, und öffentliche Bibliotheken haben es schwer, sich im Gerangel um öffentliche Unterstützung die gebührende Aufmerksamkeit und ein zureichendes Budget zu sichern. Nicht erst die Zugangsbeschränkungen und zeitweisen Schließungen in Zeiten der Pandemie haben also dazu geführt, dass die Bibliotheken – zumindest in der Form, in der wie sie kannten – ihre Stellung als exklusive Institutionen des Wissens verloren zu haben scheinen.

Neue Zugangsweisen von permanenter Ubiquität treten in Konkurrenz zur lokalen Bibliothek mit ihren Öffnungsbeschränkungen. So scheint auf dem World Wide Web eine beinahe unbegrenzte Fülle an Informationen und Digitalisaten zur Verfügung zu stehen. Auch Bücher werden – fragt man Bibliothekare an Universitätsbibliotheken – vermehrt, oftmals sogar überwiegend digital als e-books konsultiert und folglich angeschafft.

So scheint uns im digitalen Zeitalter langsam, aber unaufhaltsam die Erfahrung zu entgleiten, was einmal eine Bibliothek war: ein Zugang zu einer beträchtlichen, aber begrenzten Menge an Büchern, die nur an einem bestimmten Ort, zu einer bestimmten Zeit und unter bestimmten Bedingungen verfügbar waren; eine gewissen Kriterien unterliegende Sammlung, die einer sinnvollen und feststehenden Ordnung bedarf, damit dort überhaupt etwas gefunden werden kann. Alle diese Einschränkungen des unmittelbaren Zugriffs auf jedes beliebige Buch werden angesichts globaler Suchmaschinen und weit ausgreifender Suchalgorithmen mehr und mehr aufgehoben. Wie sehr sich dadurch unsere Lese- und Arbeitsbedingungen praktisch verändern, erfahren wir jeden Tag. Welche Folgen sich daraus für unsere Konzeptionen des Wissens und Forschens ergeben, ist jedoch erst in vagen Umrissen erkennbar. Wie fügen sich Bibliothe-

ken in ihren verschiedenen Gestalten und Erscheinungsformen in die intellektuellen Prozesse und ihre sozialen und materiellen Bedingungen ein und wie wirken sie in diese hinein?

II. Die Sphäre des Geistigen

Es stellt sich mithin die grundsätzliche Frage nach dem Verhältnis von Bibliothek und Wissen. Hierbei geht es nicht zuletzt um ein angemessenes Verständnis der geschichtlichen Verfasstheit jener kulturellen Sphäre, die wir gemeinhin als Sphäre des Geistigen bestimmen. Mit geistig bezeichnen wir den Bereich des Noetischen, des Intellektuellen, der Vernunft. Damit meinen wir eine besondere Weise, die Welt zu begreifen, deren Teil wir zugleich sind. Die genaue Bestimmung dessen, was die Sphäre des Geistigen ausmacht, stand von Anfang an im Zentrum von Philosophie, Psychologie und Epistemologie. Was das geistige Erkennen von anderen Formen des Erkennens unterscheidet, ist die Möglichkeit, von den konkreten, situativen und materiellen Bedingungen des Erkennens abzusehen, zu abstrahieren. Erst diese Fähigkeit der Abstraktion ermöglicht die Gewinnung und Weitergabe von Erkenntnissen, die über die unmittelbare Orientierung in konkreten Situationen hinausgehen. Bereits Aristoteles hat diese Besonderheit an der Differenz zwischen *techné* und *epistémé*, zwischen Handwerk, Technik und Kunst im Unterschied zum Wissen festgemacht¹. Schon auf der technisch-künstlerischen Ebene formulieren wir Regeln und suchen nach Gesetzmäßigkeiten, doch bleibt die Meisterschaft an den konkreten Handlungsrahmen und seine situativen und materiellen Bedingungen gebunden. Von diesen situativen und materiellen Bedingungen vermögen wir jedoch zu abstrahieren, wenn wir die konkreten Bedingungen auf ihre allgemeineren Gesetzmäßigkeiten, auf die den Phänomenen zugrundeliegenden Strukturen befragen. Dieses Verfahren der Wissensgenese nennen wir Wissenschaft, die somit eine der paradigmatischen Ausdrucksformen des Geistes ist.

Das Wissen ist nicht mehr exklusiv an einen Träger gebunden. Anders als unsere Sinneseindrücke, die letztlich individuell bleiben und an das jeweilige Organ gebunden sind, vermag der Geist im Modus des Wissens diese Gebundenheit zu überschreiten, hinter sich zu lassen. Selbst über unsere Wahrnehmungen verständigen wir uns auf der abstrakten Ebene noetischer Repräsentationen. Der Geist überschreitet Zeiten und Räume und verbindet diese zugleich. Die Wissenschaften sind hierfür ein Paradebeispiel. Sie sind die Objektivation jener umfassenden Abstraktionsleistung, die unserem Geist, unserer Vernunft gelingt. Daran haben alle teil, die sich der wissenschaftlichen Methodik auf angemessene Weise bedienen.

¹ Aristoteles, *Metaphysica* A 1 (981a24–981b9); siehe hierzu A. Speer, *Fragile Konvergenz*. 3 Essays zu Fragen metaphysischen Denkens (édition questions 7), Köln 2010, 13–15.

Und doch schwebt der Geist (das gilt auch für den wissenschaftlichen Geist) nicht frei über den Wassern – er braucht stets Träger: Subjekte, Institutionen, Codes. Dass wir etwas über die Kultur der Maya oder die der klassischen Antike wissen, verdanken wir allein dem Umstand, dass der Geist nicht abstrakt, sondern nur in und durch seine Träger lebt: prähistorische und archäologische Zeugnisse, Steintafeln und Papyri, Pergament und Papier, analoge und digitale Datenträger aller Art. Schon früh wurden diese Träger des Geistigen an Orten gesammelt, wo sie aufbewahrt, studiert und vervielfältigt werden konnten. Dies waren Archive aller Art und vor allem Bibliotheken. Diese gewährten und gewähren je nach Größe und Konzeption Zugang zu einer bestimmten und zugleich begrenzten Menge an Trägern von Wissen: seien es Schriftrollen, Handschriften oder Bücher, Mikrofilme oder Databases. Alle diese Wissensträger tragen kein abstraktes Wissen, das für seine Fortdauer lediglich eines materiellen Trägers bedarf, vielmehr wirken sie zurück auf das Wissen und auf den Geist, der es hervorbringt.

Der Geist lebt vom Buchstaben – so pointiert konnte noch 1980 Wolfgang Kluxen sein Plädoyer für die Notwendigkeit philosophischer Editionen überschreiben². Selbstverständlich hatte er Editionen in Buchform im Sinn, so wie sie in unseren Bibliotheken nach wie vor die Regalmeter füllen – ein Anachronismus in Zeiten digitaler Editionen und des omnipräsenten World Wide Web? Ist der Buchstabe nicht längst durch Bit oder Byte ersetzt? Und was bedeutet dies für das Selbstverständnis und für unser Verständnis der Bibliothek?

III. Was ist eine Bibliothek?

Was also ist eine Bibliothek? Das scheint heute weniger eindeutig als noch bei der ersten Kölner Mediaevistentagung, die vom 11.–13. Oktober 1950 stattfand. Der ersten Bibliothekarin des Thomas-Instituts stand ihr Gegenstand und auch das Ziel ihrer Arbeit klar vor Augen: so viele Bücher wie möglich anzuschaffen, welche die Arbeitsgrundlage für das soeben gegründete und im Aufbau befindliche „Forschungsstelle für besondere philosophische Aufgaben“ bildeten³. Am Ende ihrer Amtszeit verzeichnet das „Inventarverzeichnis I“ die Zahl von 2.415 Büchern. Diese Bücher kann man noch kennen und studieren, wenn man lange genug in einer Bibliothek arbeitet und forscht. Unsere erste

² W. Kluxen, Der Geist lebt vom Buchstaben: Über Texte und Texteditionen als Träger geschichtlicher Kontinuität der Philosophie, in: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 5 (1980), 7–19; Wiederabdruck in: W. Kluxen, Aspekte und Stationen der mittelalterlichen Philosophie, edd. L. Honnefelder/H. Möhle, Paderborn–München–Wien–Zürich 2012, 457–468.

³ Zur Gründungsgeschichte des Thomas-Instituts siehe die Beiträge von Erich Meuthen, Wolfgang Kluxen und Albert Zimmermann anlässlich des 50jährigen Bestehens des Thomas-Instituts, das anlässlich der 32. Kölner Mediaevistentagung begangen wurde, in dem entsprechenden Tagungsband: J. A. Aertsen/M. Pickavé (eds.), Ende und Vollendung. Eschatologische Perspektiven im Mittelalter (Miscellanea Mediaevalia 29), Berlin–New York 2002, 3–35.

Bibliothekarin wie auch ihre Nachfolgerinnen und Nachfolger haben das getan, was bereits Isidor von Sevilla im sechsten Buch seiner ‚Etymologiae‘ als Wesensmerkmal einer Bibliothek beschreibt: Bücher zu sammeln und aufzubewahren, zu ordnen und verfügbar zu halten.

Es lohnt sich, am Anfang eines Bandes über ‚Die Bibliothek‘ einmal einen genaueren Blick auf die mehrteilige Definition und Erläuterung des Isidor zu werfen.

1. Isidor beginnt mit einer Nominaldefinition: Die Bibliothek habe ihren Namen aus dem Griechischen aufgrund der Tatsache, dass dort Bücher aufbewahrt werden. Denn „βιβλίον“ bedeute „Bücher“ (im Genitiv Plural) und „θήκη“ stehe für Repositorium⁴. Die Bibliothek als Bücherrepositorium, so lautet also die Auflösung der Etymologie.

2. Als erstes Beispiel führt Isidor sodann die Bibliothek des Alten Testaments an, die der Schreiber Esra, nachdem das Gesetz von den Chaldäern verbrannt worden war, inspiriert vom Heiligen Geist wiederhergestellt habe, als die Juden nach Jerusalem zurückkehrten. Dabei habe Esra alle von den Heiden verderbten Bände des Gesetzes und der Propheten korrigiert und das gesamte Alte Testament in 22 Büchern angeordnet, so dass es ebenso viele Bücher im Gesetz wie Buchstaben gäbe⁵. Hintergrund dieses Berichts ist die Rückkehr der jüdischen Gemeinde aus der babylonischen Gefangenschaft und die Bemühungen des Esra, ausgestattet mit Vollmachten des persischen Königs Artaxerxes I. (465–424 v. Chr.) in Jerusalem den Kult sowie Gesetz und Ordnung in der neu formierten Jerusalemer Gemeinde wieder herzustellen. Hierbei hatte er, wie in dem nach ihm benannten Buch Esra berichtet wird, wesentlichen Einfluss auf die Auswahl und die Redaktion der heiligen Schriften und des mosaischen Rechts.

3. Das nächste Beispiel führt uns nach Griechenland, wo der Athenische Tyrann Peisistratos (um 600–528/527 v. Chr.) der erste gewesen sei, der eine Bibliothek eingerichtet habe. Diese von den Athenern in der Folge erweiterte Bibliothek habe der Perserkönig Xerxes (485–465 v. Chr.), als er Athen in Brand steckte, nach Persien gebracht. Dieses Ereignis bezieht sich auf den ersten Feldzug gegen die Griechen, der mit der Schlacht bei Salamis scheiterte. Doch nicht dieses Ereignis interessiert Isidor, vielmehr die Tatsache, dass Seleukos Nikanor, der bei der Aufteilung von Alexanders Reich unter den Diadochen Babylon erhielt, nach einer langen Zeit die Bibliothek wieder nach Athen zurückgebracht hat⁶.

⁴ Isidori Hispalensi Episcopi Etymologiarum sive Originum Libri XX (hinfort ‚Etymologiae‘), lib. VI, iii, 1, ed. W. M. Lindsay, tom. I, Oxford 1911, 224: „*Bibliotheca a Graeco nomen accepit, eo quod ibi recondantur libri. Nam βιβλίον librorum, θήκη repositio interpretatur.*“

⁵ Etymologiae, lib. VI, iii, 2, ed. Lindsay (nt. 4), 224sq.: „*Bibliothecam Veteris Testamenti Esdras scriba post incensam Legem a Chaldaeis, dum Iudaei regressi fuissent in Hierusalem, divino afflatus Spiritu reparavit, cunctaque Legis ac Prophetarum volumina quae fuerant a gentibus corrupta correxit, totumque Vetus Testamentum in viginti duos libros constituit, ut tot libri essent in Lege quot habebantur et litterae.*“

⁶ Etymologiae, lib. VI, iii, 3, ed. Lindsay (nt. 4), 225: „*Apud Graecos autem bibliothecam primus instituisse Pisistratus creditur, Atheniensium tyrannus, quam deinceps ab Atheniensibus auctam Xerxes, incensis Athenis, evexit in Persas, longoque post tempore Seleucus Nicanor rursus in Graeciam rettulit.*“

4. Es schließt sich eine – so ist man geneigt zu sagen – hermeneutische Zwischenbemerkung an. Denn Isidor spricht von dem entstehenden Eifer (*studium*) bei Königen und Städten, die Bücher verschiedener Völker miteinander zu vergleichen und durch Übersetzer und Übersetzungen in die griechische Sprache zu übertragen⁷. Für Isidor ist dies ein Schlüsselerlebnis.

5. Denn, so stellt er fest, seit damals richteten Alexander der Große und seine Nachfolger ihre ganze Aufmerksamkeit darauf, Bibliotheken einzurichten, die alle Bücher enthalten sollten. Hier ist sie, die Idee einer Universalbibliothek. Insbesondere der ägyptische König Ptolemaios Philadelphos (309–247 v. Chr.), der in allen Bereichen der Literatur höchst belesen und scharfsinnig gewesen sei, habe, indem er Peisistratos hinsichtlich seines Eifers für Bibliotheken nachahmte, in seiner Bibliothek nicht nur die Schriften paganer Autoren, sondern auch göttliche Schriften gesammelt. Zu seiner Zeit umfasste die Bibliothek von Alexandria die unfassbare Anzahl von 70.000 Büchern.

Diese umfassende Definition und Bestimmung der Bibliothek durch Isidor beinhaltet unterschiedliche formale Aspekte dessen, was unter einer Bibliothek verstanden werden kann. Vor allem drei dieser Aspekte seien hervorgehoben. (i) Die Nominaldefinition der Bibliothek als Bücherrepositorium verweist auf die bis heute wohl unbestrittene Grundfunktion einer Bibliothek, ihre Bücher bzw. Medien verlässlich vorzuhalten. (ii) Die folgenden historisch eingebundenen narrativen Bestimmungen verbinden die Suche nach dem historischen Ursprung der Bibliothek mit der Entfaltung ihrer Funktionen und ihrer darüber hinausgehenden symbolischen Bedeutung, etwa am Beispiel der Rückkehr einer exilierten Bibliothek oder am Beispiel eines exilierten Volkes, das nur noch seine Bibliothek besitzt, wenngleich beschädigt und teilweise zerstört. Es ist die Bibliothek, die nach der Rückkehr in die Heimat den Schlüssel bildet für den Wiederaufbau einer auf Ritus und Gesetz gegründeten gesellschaftlichen Ordnung. Hierzu müssen die Bücher rekonstruiert, korrigiert und neu geordnet werden. Diese Arbeit setzt eine kanonbildende Dynamik frei, die gleichermaßen von inhaltlichen wie von formalen Kriterien ausgeht. (iii) Schließlich weitet sich der Horizont. Bücher verschiedener Völker und Sprachen werden verglichen, gelesen und zu diesem Zweck übersetzt. Wer vergleicht, ist nicht länger nur auf seine Welt fixiert; er ist gezwungen, in Alternativen zu denken. Wer liest, tritt ein in eine neue, andere Welt, die er womöglich auf keine andere Weise als durch das Buch kennenlernen wird. Das Buch zeigt seine Kraft als ein universales Medium, das nicht nur neue Beziehungen zwischen Kulturen und Staaten, ja selbst zwischen Religionen stiften kann, sondern die Welt als Ganze zu repräsentieren vermag – zumindest insoweit als wir ein Wissen von der Welt haben.

⁷ Ibid.: “*Hinc studium regibus urbibusque ceteris natum est comparandi volumina diversarum gentium, et per interpretes in Graecam linguam vertendi.*”

IV. Denkraum und Wissensordnung

Der Eintrag in Isidors ‚*Etymologiae*‘ erweist sich bei aller Kürze als eine wahrlich umfassende Bestimmung, die weit über die Nominaldefinition einer Bibliothek als Buchrepositorium hinausgeht. Ein solcher erweiterter Begriff von Bibliothek liegt auch diesem Band zugrunde. Dieser sei anhand von sechs Punkten näher erläutert.

1. Eine Bibliothek ist nicht bloß eine Ansammlung von Büchern, die auf ihre Nutzer warten. Bibliotheken sind Räume des Denkens und Institutionen geordneten Wissens, Denkräume und Wissensordnungen. Sie spiegeln die Fragen ihrer Zeit und bewahren sie für künftige Zeiten. Bibliotheken sind demnach privilegierte Orte der Teilhabe an jenem Wissen, zu dem wir – auch mit unseren Büchern – selbst etwas beitragen. Von je her wurden die medialen Träger des Wissens an Orten gesammelt, an denen sie aufbewahrt, studiert und gegebenenfalls vervielfältigt wurden. Dies waren neben den Archiven vor allem die Bibliotheken. Diese bilden und gewähren den Zugang zu den vielgestaltigen Trägern von Wissen. Dass wir etwas über vergangene Kulturen und Zeiten wissen, verdanken wir allein dem Umstand, dass der Geist nicht abstrakt, sondern nur in seinen und durch seine Träger lebt.

2. Im Begriff der Bibliothek zeigt sich die Interdependenz von ideeller und materieller Kultur sowie die Verflechtung der Wissensgeschichte mit ihren institutionellen Kontextbedingungen⁸. So stehen am Anfang aller großen Rezeptionsbewegungen Bücher oder Textcorpora. In diesem und in anderen Zusammenhängen bilden Bibliotheken jene Denkräume, welche die gedanklichen Entwürfe zum einen widerspiegeln, zum anderen erst eröffnen. So manche Wissensordnung entspringt gar bibliothekarischer Praxis, die wiederum – implizit oder explizit – Ausdruck einer theoretisch fundierten Wissensordnung sein kann, die sich uns erst über dieses Praxiswissen erschließt.

3. Als Ensembles von Texten sind Bibliotheken nicht notwendig an einen bestimmten Ort und an eine konkrete materielle Gestalt gebunden. Wir rekonstruieren auch ideelle Bibliotheken und erforschen dabei, was ein Autor gelesen haben mag, welche Quellen einem Leser zur Verfügung gestanden haben, wie zu einer bestimmten Zeit eine inzwischen verlorene Bibliothek ausgesehen haben könnte. Das digitale Zeitalter eröffnet völlig neue Möglichkeiten für die Erschaffung idealer Bibliotheken, die als Forschungsplattformen hinsichtlich ihres Anspruchs auf Vollständigkeit und Präsenz über historische Vorbilder mitunter weit hinausgehen und für die Forschung bisher nicht gekannte Perspektiven eröffnen⁹. Von einer Mobilisierung der Objekte hat Bruno Latour gesprochen

⁸ Siehe hierzu den Sammelband: Y. Lehmann (ed.), *Savoir/Pouvoir. Les bibliothèques, de l'Antiquité à la modernité* (Recherches sur les rhétoriques religieuse, 29), Turnhout 2018.

⁹ Von einem solchen Beispiel, nämlich dem Plan eines europäischen Handschriftenportals, handelt der Beitrag von Christoph Flüeler in diesem Band, 819–833; es sei ferner ein Hinweis auf das Digital Averroes Research Environment (DARE) erlaubt: URL: <<https://dare.uni-koeln.de/>> (Stand: 12.06.2020).

und damit auf die neuen Möglichkeiten des Zugangs, der Gleichzeitigkeit und Kopräsenz verwiesen¹⁰. Hierbei erschließt die Rekonstruktion der Bibliothek eines Autors nicht nur dessen geistigen Kosmos, sondern vermittelt auch einen Einblick in den Gang seines Forschens, der Suche nach bestimmten Texten, deren Auswahl und Zusammenstellung sowie die wahrgenommenen Lücken, die dann durch die eigene Produktion ergänzt werden.

4. Bibliotheken sind von alters her Orte des Medientransfers: von der Schriftrolle zum Pergament und zum Papier, vom Manuskript zum Buchdruck und zum digitalen Speichermedium. Transferprozesse bergen stets die Gefahr von Verlusten. Nur selten werden Bestände vollständig von einem Medium in das andere überführt. Das können wir im historischen Rückblick beim Übergang von der Handschrift zur Inkunabel studieren. Auch google books wird am Vollständigkeitsanspruch scheitern, wenn dieser je erhoben werden sollte, einmal ganz abgesehen von der getroffenen Auswahl: Man wundert sich bisweilen, welche Textausgaben man angezeigt bekommt. Doch nicht nur Bücher, auch Handschriften werden nicht nur gegenwärtig, sondern auch künftig neben und zusammen mit ihren Digitalisaten existieren. Und auch das Buch koexistiert mit den unterschiedlichen digitalen Datenträgern. Diese komplexe Situation erfordert unterschiedliche Lesekompetenzen, die es zu erhalten und zu vermitteln gilt.

5. Zum Verständnis einer Bibliothek gehören die Klassifizierung, der Lektüreleitfaden, die Leseordnung, das Ausbilden von Systemen. Nimmt man beispielsweise die aristotelischen und platonischen Textcorpora, so sind Bibliothek und Wissenschaftseinteilung oftmals eng miteinander verbunden. Es gibt ferner eine Bibliothek der scholastischen und der mystischen Theologie, für Mediziner, Juristen und Astronomen. Auf diese Weise wird zugleich ein Kanon gebildet, gelehrt, überliefert, gewandelt, ersetzt.

Hierbei lassen sich Bibliothekstypen in disziplinärer Hinsicht sowohl getrennt als auch in möglicher Verbindung betrachten: Klosterbibliotheken, Universitätsbibliotheken, Hofbibliotheken, die Bibliotheken von Gelehrten – etwa die Erfurter Bibliotheca Amploniana, die auf Amplonius Ratingk de Berka zurückgeht, und die Bibliothek des Nikolaus von Kues, die noch heute im Cusanusstift in Bernkastel-Kues besteht. Diese Bibliotheken ebenso wie die Bibliotheken von Ratsherren, Rabbinern oder reisenden Scholaren reflektieren stets auch die Interessen ihrer Nutzer und Sammler.

6. Auch die größte und umfassendste Bibliothek basiert auf einer Auswahl. Das gilt letztlich auch für die Bibliothek von Alexandria, die erste Universalbibliothek der Antike, ebenso wie für die Library of Congress in Washington. Doch was sind die Auswahlkriterien und wie werden diese festgesetzt. Welchem Paradigma folgen wir? Dem des gelehrten Bibliothekars, gar nach dem Vorbild von

¹⁰ B. Latour, *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, Frankfurt a. M. 2002, 119–136 (engl.: *Pandora's Hope: An Essay on the Reality of Science Studies*, Cambridge 1999); id., *Le métier de chercheur regard d'un anthropologue. Un conférence-débat à l'INRA, Paris, le 22 septembre 1994*, 22–31.

Gottfried Wilhelm Leibniz, der 1691 zum Bibliothekar der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel ernannt wurde? Oder einem der gegenwärtig meist diskutierten Modelle wie Patron-Driven-Acquisition oder Demand-Driven-Acquisition?

Weitere Selektionskriterien sind die feststehende Ordnung und die Zugänglichkeit. So hat Aby Warburg seine berühmte Bibliothek, die heute Bestandteil des Warburg Institute in London ist, zum Leidwesen seiner Freunde, die diese Bibliothek nutzen durften, regelmäßig neu geordnet, um Pfadabhängigkeiten zu vermeiden und neue Sichtweisen zu erzeugen oder zuzulassen. Denn Bibliotheken sind die Grundlage von Intertextualität. Das Gesagte gilt im Übrigen auch für digitale Bibliotheken. Denn auch diese basieren auf vorgegebenen Ordnungsmodellen und Suchalgorithmen und moderieren über Navigations- und Suchfunktionen die Zugänglichkeit. Jeder Bibliothekar, jeder Nutzer eines universitären Intranet kennt zudem die mannigfachen Zugangsbedingungen und Zugangsbeschränkungen, die wir uns stets bewusst machen müssen. Auch in der digitalen Welt ist nicht alles stets für alle zugänglich!

V. Zwei Paradoxien

Doch wäre dies überhaupt wünschenswert? Wäre eine Universalbibliothek als *totum integrale* des Geistes, die jederzeit für jeden Leser frei zugänglich ist, ein erstrebenswertes Ziel? Jorge Luis Borges hat in seiner Erzählung ‚Die Bibliothek von Babel‘ die Vision einer Universalbibliothek entworfen, die – so lautet das erste Axiom – *ab aeterno* existiert und deren Umfang unzugänglich ist¹¹. Die Bibliothek entbehrt einer vorgegebenen Selektion und Ordnung und beruht gemäß dem zweiten Axiom auf den Kombinationsmöglichkeiten des Alphabets aus fünfundzwanzig orthographischen Symbolen¹². Doch eine solche Bibliothek, auch oder gerade weil sie alle Bücher in sämtlichen Sprachen umfasst, einschließlich die bis ins einzelne gehende Geschichte der Zukunft, erweist sich für die Benutzer als nur schwer lesbar, zumal keine Sachordnung gegeben ist. Aber auch diese wäre im konkreten Fall keine große Hilfe, da sie sich ebenfalls bis ins Unendlich verästeln müsste. Der erhoffte „Aufschluss über die Grundgeheimnisse der Menschheit: den Ursprung der Bibliothek und der Zeit“ schlägt in Verzagtheit um¹³. Sie können von Glück reden, ein Buch mit einem sinnvollen Satz darin zu finden. Zumindest der menschliche Geist ist auf Ordnung angewiesen, wie sie Spezialbibliotheken bieten – seien diese eigenständig oder Teile größerer Bibliotheken. Denn auch der Aberglauben an den „Mann des Buches“, der um

¹¹ J. L. Borges, Die Bibliothek von Babel. Erzählungen, transl. K. A. Horst/C. Meyer-Clason, Stuttgart 1974, 53–63, hier 54–55.

¹² Ibid., 55–56.

¹³ Ibid., 58–59.

ein Buch weiß, das Inbegriff und Auszug aller Bücher ist, ein Bibliothekar, der es geprüft hat und daher Gott ähnlich ist, ist trügerisch¹⁴.

Ein solches Buch gliche womöglich dem ‚Sandbuch‘, dem Borges eine andere Erzählung gewidmet hat. In deren Mittelpunkt steht ein frisch pensionierter Bibliothekar, der Bibeln sammelt und dem von einem Händler ein besonderes Buch angeboten wird, das sich schon beim ersten Durchblättern als außergewöhnlich, ja ungeheuerlich erweist: geschrieben in einer fremden Schrift auf unendlich dünnen Seiten kann man das Buch nie an derselben Stelle erneut aufschlagen, das einmal Gelesene nicht noch einmal lesen¹⁵. Dieses Buch nimmt seinen Besitzer gefangen, etwa bei den vergeblichen Versuchen, die kleinen Illustrationen, die tausend Seiten voneinander entfernt waren, in ein alphabetisches Notizbuch einzutragen, das sich zwar schnell füllt, doch – so Borges – die Seiten wiederholten sich nie, und damit scheitert jeder Versuch, dieses ungeheuerliche Buch zu entziffern oder zumindest seine elementare Struktur zu erforschen¹⁶. Ein solches Buch ist subversiv. Man muss es loswerden, etwa in einem Meer von neunhunderttausend Büchern einer Nationalbibliothek, wo der Bibliothekar unserer Geschichte es versteckt, ohne sich den Standort zu merken¹⁷.

Den beiden Erzählungen liegt im Grunde das Urverlangen der Menschen zugrunde, alles wissen zu wollen. Darauf hat bereits Aristoteles an prominenter Stelle, nämlich gleich zu Beginn seiner ‚Metaphysik‘ hingewiesen¹⁸. Die Bibliotheken sind Abbilder dieses Verlangens. Ihnen wohnt der Drang nach Vollständigkeit inne: die vollständige Sammlung, das außergewöhnliche Buch, die ideale Ordnung, der allwissende Bibliothekar. Die dystopischen Erzählungen von Borges artikulieren diese Idee und ihr notwendiges Scheitern. Wir bleiben rückbezogen auf das, was Menschen in einer bestimmten Zeitspanne erschaffen können. Bibliotheken sind keine göttlichen, sondern menschliche Schöpfungen. Sie repräsentieren ein Wissen nach menschlichem Maß. Daher gibt es auch keinen göttlichen Panoramapunkt, von dem aus man alles im Blick haben könnte, sondern nur einen historischen Gesichtspunkt, um dieses dem Menschen eigentümliche Streben nach Wissen zu dokumentieren, zu bezeugen, zu ermöglichen und voranzutreiben. Denn auch das lehrt uns schon Aristoteles: Mit Recht müsse man „nicht bloß gegenüber denjenigen dankbar sein, deren Ansichten man zustimmt, sondern auch gegenüber denen, die ihre Lehren mehr an der Oberfläche gehalten haben. Denn auch sie trugen dadurch etwas zur Wahrheit bei, dass

¹⁴ Ibid., 60.

¹⁵ J. L. Borges, Das Sandbuch, in: id., Spiegel und Maske. Erzählungen 1970–1983 (Werke in 20 Bänden 13), edd. G. Haefs/F. Arnold, transl. C. Meyer-Clason/D. E. Zimmer/G. Haefs, 182–187, hier 182–183. Siehe hierzu L. Reuke, Der Bibliothekar als Buch. Wolfram Klatt zum 65. Geburtstag, in: *Pro captu lectoris...* Festschrift für Wolfram Klatt zum 65. Geburtstag, Herausgegeben vom Thomas-Institut der Universität zu Köln, Köln 2018, 75–87.

¹⁶ J. L. Borges, Das Sandbuch (nt. 15), 186.

¹⁷ Ibid., 186–187.

¹⁸ Aristoteles, *Metaphysica* A 2 (982a8–25).

sie unsere Fähigkeiten üben und vorbildeten”¹⁹. Das gilt – darauf hat Robin George Collingwood hingewiesen – auch für jene absoluten Annahmen (*absolute presuppositions*), die Voraussetzungen für Fragen sind, wie sie von den Wissenschaften gestellt werden, aber keineswegs Antworten auf diese Fragen. Sie können daher selbst nicht ohne die historisch aufzuklärenden Fragen verstanden werden, auf die sie eine Antwort formulieren²⁰.

Eine Schlüsselfunktion in diesem Rekurs auf die historischen Bedingungen und die historische Erscheinungsweise des von uns selbst erzeugten oder von anderen gelernten Wissens nimmt die Bibliothek ein: als materielles Repositorium ebenso wie als Denkraum und Wissensordnung. Dabei wird die Bibliothek selbst zum Gegenstand der Forschung – so wie in diesem Band.

VI. Zu diesem Band

Gemessen an der Universalbibliothek und an dem ungeheuerlichen Buch nehmen wir uns in diesem Band etwas Begrenztes vor, auch wenn wir ein ganzes Millennium und dessen Nachleben in den Blick nehmen. Wir denken in diesem Band über Bibliotheken in einem historischen Kontext nach, der vor allem ein langes Jahrtausend umfasst, das wir gewöhnlich Mittelalter nennen. Der historische Blick eröffnet zugleich die kritische Distanz auf die Gegenwart und zeigt uns wie in einem Laboratorium in gleicher Weise zentrale ideelle und materielle Bedingungen unserer heutigen Bibliotheken in der ganzen Breite des skizzierten Verständnisses.

Bei der Zuordnung der 39 Beiträge zu 11 Sektionen haben wir eine Einteilung gewählt, die sich zunächst an einem institutionellen Besitzkriterium orientiert. Wer besitzt Bibliotheken und zu welchem Zweck: Klöster, Universitäten, Höfe, Städte, Privatleute. Die Übergänge sind mitunter fließend, etwa zwischen Kloster- und Universitätsbibliothek, zwischen Privat-, Hof- und Universitätsbibliothek. Ein bestimmter Gebrauch einer Bibliothek bildet ein weiteres Einteilungskriterium: für Mission, Liturgie oder als Referenzbibliothek für eine intellektuelle Formation wie etwa die Mystische Theologie. Schließlich geht es um virtuelle Bibliotheken: diese sind nicht auf die Gegenwart und auf digitale Plattformen beschränkt, sondern finden sich bereits in fränkischer Zeit und auch fortan als unverzichtbares hermeneutisches Tool zur Rekonstruktion oder Konstruktion eines durch eine Bibliothek repräsentierten Wissenszusammenhangs. Ebenso ist das Fortleben der Bibliotheken nicht nur eine aktuelle Fragestellung, sondern stellt sich in unterschiedlichen historischen Kontexten immer dann, wenn eine Bibliothek transformiert wird.

¹⁹ Aristoteles, *Metaphysica* α 1 (993b11–14). Hierzu A. Speer, “*qui prius philosophati sunt de veritate* ...” Mittelalterhistoriographie im Wandel, in: A. Speer/M. Mauriège (eds.), *Irrtum – Error – Erreur* (*Miscellanea Mediaevalia* 40), Berlin–Boston 2018, 783–809, hier 784–786.

²⁰ R. G. Collingwood, *An Essay on Metaphysics*, Revised Edition ed. by R. Martin, Oxford 1998, 34–57.

Ein Blick auf die Beiträge zeigt, dass andere Zuordnungen ohne weiteres möglich sind. Ja, sie sind erwünscht: nach Themen, Disziplinen, Sprachen, Medien, Netzwerken. Die Annäherung an das Thema erfolgt in möglichst großer interdisziplinärer Bandbreite aus der Perspektive von Philosophie und Theologie, den Geschichtswissenschaften und Philologien, den Literatur-, Kultur- und Kunstwissenschaften. Der vorliegende Band ist offensichtlich keine Bibliotheksgeschichte im eigentlichen Sinne. Er begreift die Bibliothek als Denk- und Diskursraum, d. h., er wirft Fragen auf. Was macht es mit Gesellschaften, wenn immer mehr Mitglieder Zugang zu Bibliotheken haben und an deren Wissensbeständen partizipieren? Wie verändern sich Bibliotheken als Orte der Produktion, der Nutzung und des Besitzes von Büchern im historischen Verlauf, und welche Bedeutung kommt den jeweiligen Medien zu? Man denke hier etwa an den bereits thematisierten Übergang vom Pergament zum Papier, von der Handschrift zum Druck, und natürlich an die digitalen Medien.

Dass der Band seine Beschränkungen hat, ist offenkundig, aber nicht überraschend, wenn man angesichts des Gegenstandes von einem Verständnis einer Wissenschaft nach menschlichem Maß ausgeht. Das zeigt sich am deutlichsten im primär abendländischen Blick auf die Bibliothek. Dessen sind wir uns bewusst. Dass es nicht mehr Ausblicke auf Bibliotheken anderer Sprachen und Kulturen gibt, ist aber nicht zuletzt deren Umfang geschuldet. Man kann nicht alle Räume einer Bibliothek zugleich betreten! Jedoch stehen die Türen offen.